

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 113.

Sonntag, 16. Mai.

1915.

## Klippen.

Nachdruck verboten.

(20. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schebe-Heller.

Hatte diese Frau recht? Trug sie die Schuld an ihrem Unglück? Sie schauderte zusammen.

Nein — das konnte nicht wahr sein. Sie hatte nichts nehmen — nichts stehlen — nur geben und glücklich machen wollen. Die Frau vor ihr vergaß in ihrem Schmerz die langen Jahre der Entfremdung — die Zeit, in der sie nicht mehr nach seinem Glück fragte und seine Liebe ihr nicht mehr gehörte. Das war längst — längst vor ihrer Begegnung im Raumtal gewesen — dafür konnte man sie nicht verantwortlich machen. Sie hatte nur gegeben, was die Frau nicht mehr gab.

Durste sie das — so nahe dem Mann und so fern der Gattin stehen?

Vergewisst wandte sie sich Frau Ridling zu.

„Was soll ich tun?“ Und die beiden Frauen sahen sich mit hilflosen Blicken an. Hass und Zorn waren verschwunden. Sie flehten einander um ihr Glück an.

Und nun erzählte Frau Ridling von der ersten Zeit ihrer Liebe — und von der langsamem Entfremdung und Vereinsamung.

„Ich verstand ihn nicht. Er verschloß sich gegen mich. Ich fand den Weg zu seinem Herzen nicht mehr — ich war eifersüchtig auf die Zeit, die er der Arbeit und nicht mir widmete — und so kam es.“

Stotterweise entfuhrten die Worte ihren Lippen. Aber es lag keine Bitterkeit mehr darin.

Dann sprach sie von ihrem Kind — wie heiß sie sich beide darauf gefreut hatten, und wie groß der Schmerz war, als es starb.

„Und mit unserem Kinde schien auch unsere Liebe gestorben zu sein. Das Leben ging über zwei Gräber weiter.“

Sie weinte.

Frau Rosswald sah sie an, und ein unendliches Mitleid stieg in ihrem Herzen auf. Sie fühlte sich plötzlich sehr reich im Vergleich zur kinderlosen Frau, die ihr gegenüber saß. Sie hatte noch ein Kind — ihr Roschen — sie besaß noch eine Welt — aber die andere —

„Er wird mich ja nie so lieben, so wie er Sie liebt“, fuhr Frau Ridling leise fort — „aber vielleicht werden mit der Zeit doch wieder alte Gefühle in ihm erwachen — er wird doch fühlen müssen — daß ich nur lebe, um ihn zu lieben und glücklich zu machen.“

„Und ich?“ sagte Hilde Rosswald so leise, daß Frau Ridling die Frage mehr aus ihren Augen las, als hörte.

„Sie haben das Kind.“

Frau Ridling hatte sich erhoben.

Nun standen die beiden Frauen sich wieder gegenüber. Sie reichten sich die Hände — bebende, kalte Hände. Sie sahen sich an; sie konnten einander nun auf den Grund der Seele schauen; aber die Eifersucht war erloschen, aus ihren Blicken sprach nur noch das Weh zweier unglücklicher Frauen.

Nun war Hilde Rosswald allein in dem Wohnzimmer, in dem jeder Winkel die Erinnerung an den

geliebten Mann ausstrahlte. Sie schaute nach den roten Rosen auf dem Schreibtisch. Sie waren von ihm. Wie lieb sie sich hatten. Und sollten verzichten? Das konnte nicht sein.

Sie dachte an Frau Ridlings Worte zurück. Und wieder schauderte sie. Wenn es wahr wäre — wenn sie dies Unglück verschuldet hätte!

Vielleicht hätte sie den Mann gar nicht lieben dürfen. Aber wußten sie, daß sie sich liebten? War nicht die Liebe über Nacht wie ein Engel in ihre Seele gedrungen und hatte sie mit hohen und heiligen Dingen erfüllt? Das Feuer hatte gebrannt — hatte jedoch nichts verheert — nur erleuchtet und erwärmt.

Konnte das ein Unrecht sein?

Das konnte sie Frau Ridling nicht erklären. Sie würde es nicht verstehen. Von ihrem Standpunkt aus hatte sie recht.

Nur wer diese großen ernsten Fragen an sich selbst erichtet, der richtet und urteilt nicht. Die Liebe läßt sich nicht hineinzwingen in die engen Schranken, die wir Endenbewohner errichten — sie fragt nicht, ob sie darf — sie liebt, weil sie muß.

Erna Ridlings Worte hatten eine Karikatur einer solchen Liebe gezeichnet — es war kein wahrheitsgetreues Bild.

Hilde wußte es ganz klar: eine solche Liebe ist das Herrlichste, das wir erleben können.

Auch darin konnte sie keine Sünde sehen.

Er konnte nicht von ihr lassen. Und sie war sein — ganz sein. Sie durste ihn nicht zurückstoßen in die kalte Einsamkeit.

Und seine Frau, die ihn liebte? — — Die ihn liebte! Die litt! Daran konnte sie nicht länger zweifeln. Das stand fest. Daran ließ sich nicht mehr rütteln. Das brachte eine Umwälzung, über die man nicht hinwegschreiten konnte.

Berzichten!

Hilde bäumte sich dagegen auf. Sie liebte ihn. Sie war jung. Sie hatte ein Unrecht auf das Glück. Er gehörte ihr.

Aber die Stimme, die sich leise in ihr während der Unterredung mit Frau Ridling geregt hatte, wollte auch jetzt nicht verstummen. Überstallte die Dual und die Kämpfe dieser furchtbaren Stunden und sagte: „Du mußt.“

Sie stürzte gegen diesen Wall an. Er stand fest. Behend verlor sie ihn niederzureißen. Er wollte nicht weichen. Sie weinte über diese Gewalt, die unabhängig von ihrem Willen, vielleicht als ein Vermächtnis früherer Generationen in ihrem Blute lag und ihr den Weg zum Glück verschloß — und mußte ihr dennoch gehorchen. Alles andere schwand. Nur die Stimme blieb zurück und zwang sie, den steilen Pfad der Pflicht zu wandeln.

— So kam es, daß Hilde Rosswald am selben Abend dem geliebten Mann schrieb, daß er nicht ihr, sondern der anderen angehören mußte.

Hans Riddling saß zwei Stunden regungslos an seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt, unfähig zu denken, zu fühlen, aus der lethargie, die schweren Schicksalsschlägen folgt, in das grausame Licht der Wirklichkeit zu treten.

Zum hundertsten Male las er den Brief, in dem Hilde Abschied von ihm nahm. Er konnte noch immer nicht verstehen, daß sein Glück jäh in Trümmern aufgehen, und der Traum, in dem er seit Monaten lebte, sich nie verwirklichen sollte.

Er stand wie vor einem Rätsel. Er konnte den Umsturz in Hilde nicht begreifen. Es war so sonderbar, daß sie jetzt entsagen wollte, um, wie sie schrieb, nicht seiner Frau ein Glück zu nehmen, das ihr gehörte.

Waren ihr die Klippen doch zu steil? Hatte er sich in ihr getäuscht? Sprach aus ihren Zeilen die Furcht vor der Meinung der Welt? Hatte sie nicht die innere Kraft, ihre Bedenken zu überwinden und über die Scheidung hinweg zu kommen, um ein neues Leben mit ihm zu beginnen?

Er stellte sich immer dieselben Fragen, immer lehrten vor ihm dieselben Rätsel wieder — und er konnte sie nicht beantworten und lösen.

Es war ihm nicht einmal klar, daß Hilde ihm verloren ging; er sträubte sich dagegen. Es konnte nicht sein! Er hatte ihr die Lieder seiner Seele, seine verborgenen Gedanken aufgedeckt — sie hatte in ihrer Hand sein pochendes Herz gehalten — und sie gab es ihm nun zurück — fühl und lächelnd — mit einigen kurzen begleitenden Worten.

Da raffte er sich zusammen. Es hielt ihn nicht länger zu Hause; er mußte zu Hilde Roswald gehen und sie zwingen, sich zu erklären.

Sie bat ihn zwar in ihrem Brief, sie nicht mehr zu besuchen: „Es wäre nutzlos. Mein Entschluß ist unumstößlich. Ersparen Sie mir diesen letzten großen Kampf, der vielleicht über unsere Kräfte ginge. Tun Sie es um unserer Liebe willen.“

Aber alles in ihm häuhte sich gegen eine solch platonische Lösung ihrer Liebe auf. Er wollte selber sehen und hören, ob er sich in dem Glauben an diese Frau getäuscht hatte, und sein Unglück mit Händen greifen können.

\*

Und er ging zu ihr, und atemlos, ohne sich vorher bei ihr anmelden zu lassen, trat er in das Wohnzimmer, in dem er vor nur wenigen Tagen die schönsten Stunden seines Lebens verbracht hatte.

„Hilde“, stieß er mit erstickter Stimme hervor, als er vor ihr stand. „Sagen Sie, daß ich mich geirrt habe und es nicht wahr ist.“

Sie brachte kein Wort über die Lippe — nur aus den Blicken sprach die namenlose Qual.

„Hilde“, drängte er — und sein Atem flog — und seine Stimme bebte. — „Sagen Sie es, es ist nicht wahr.“

„Es ist wahr.“

„Und Ihr Entschluß steht unumstößlich fest?“

„Ja“, sagte sie tonlos, fast mechanisch, als sei sie es nicht selbst und wiederholte sie nur Worte, die man ihr vorgesprochen hatte. —

Seine Brust hob und senkte sich. Seine Augen leuchteten. Er wollte noch nicht an sein Unglück glauben — er vernahm den Schall der Worte — seine Seele aber konnte nicht den Inhalt erfassen. Endlich brach sich sein Schmerz in leidenschaftlichen Worten Bahn: „Und dies „Ja“ sagen Sie mir so ruhig und fest, als handele es sich um gleichgültige Dinge, und nicht um das ganze Leben eines Mannes; Sie zerstören mein Glück und geben mir als einzigen Trost ein kurzes „Es soll nicht sein.“ Haben Sie mich aus meiner Einsamkeit herausgelöst, um mich in eine noch größere Einsamkeit zurückzustossen? Ich habe an Sie geglaubt — ich habe Ihnen vertraut — ich habe Sie geliebt — das Beste in mir habe ich Ihnen gegeben — und jetzt — weisen Sie alles fast zurück und nachdem wir uns ein

Jahr lang alles gewesen sind, sollen wir getrennte Wege gehen und einander Fremde werden.“

„Und einander Freunde bleiben“ — setzte sie leise ein.

„Freunde bleiben? Freundschaft bietet Sie mir jetzt an, nachdem Sie mir Ihre ganze Liebe verprahnt? Sie verlangen zu viel — eine Frau, die ich geliebt habe, kann ich hassen — aber — Leidenschaft in platonische Freundschaft verwandeln, das kann ich nicht. — Aber, Hilde, Sie sind ja mein, Sie lieben mich. Ich kann nicht ohne Sie sein. Hilde — liebst du mich nicht mehr?“

Sie erbebte, als sie den Schrei seiner Seele vernahm.

„Ja“ — sagte sie langsam, „ich liebe dich — aber —“ sie hielt inne; ihre Selbstbeherrschung schien sie zu verlassen, und ihre Worte klangen in ein Schluchzen aus: „Aber ich darf nicht die andere verdrängen und deine Frau werden.“

Und dann erzählte sie ihm den Besuch seiner Gattin, ihren Schmerz, ihre Neuz und ihr Flehen.

(Fortsetzung folgt.)



Was man nicht versteht, besitzt man nicht. — Goethe.

### Blumen.

Aus dem Pfingstheft des „Kunstworts“:

Mein erstes Quartier in Feindeland: ein liebenswürdiger alter belgischer Advokat nimmt mich gastfreundlich auf, sich mit der Vornehmheit des wahrehaft gebildeten Menschen in das Unvermeidliche fügend. Am andern Morgen führt er mich, begleitet von seinem Hündchen, voller Stolz in seinen Garten, von dem aus die kleine Stadt in ihrer altertümlichen Schönheit völlig zu übersehen ist. Als ich mich verabschiede, bricht der Greis vom nächsten Rosenstock eine noch in voller Blüte stehende Rose — ein Abschiedsgruß dem scheidenden Feind.

Langsam fuhr die Automobilkolonne auf der breiten belgischen Landstraße vorwärts; der dichte Nebel des Septembermorgens mahnte zur Vorsicht. Aber allmählich brach sich die Soane Wahn und das hügelige Land bot sich den Augen im Schmuck des ersten Herbstlaubes dar. Wir fuhren in eine Ortschaft ein. Kurze Rast. Es sah trostlos um und herum aus. Kein Haus unversehrt, alles vernichtet. Neben der verwüsteten Mühle ein frisches Grab, das Kreuz mit einem Käppi geschmückt. „Hier ruhen sechs Franzosen“. Es war das erste Grab in Feindeland, an das ich herantrat. An ihm vorbei hastete das Leben der Elzappenstraße. Aber neben ihr und neben den Gräbern strebt es in unendlicher Pracht zum Licht, zum Himmel: Dahlien in einer Fülle und Schönheit, wie ich sie kaum je zuvor gesehen. Ich pflücke Blumen, Blumen, so viel meine Hände nur tragen können, und lege den Reichtum auf die Gräber.

Vor einem einzeln stehenden Haus, aus dem die Genfer Flagge weht, hält das Auto. Ein kleiner Schaden zwingt uns zu einer Rast. Im Haus alles öde, alles leer. Frisches Stroh auf den Dielen zeigt, daß hier Soldaten vor kurzem gelegen haben. Belgier, Deutsche — wir wissen's nicht. Die Weiber sind geflohen vor dem Feinde, vor uns! Ich wende mich dem Garten zu: in wüstem Durcheinander Hausrat zwischen den Beeten verstreut. Ich nehme ein Album auf: vergilbte Bilder eines schon entschwundenen Geschlechts. Gestorben, verdorben. Was den Lebenden noch als Erinnerung wert war, hat der Krieg zerstreut, entweicht, vernichtet. Aber die Beete sind unversehrt geblieben, die toten Astern blühen darauf.

Ein wohlriechender Gang durch Felder und Wiesen, durch Gärten und Höfe. Die Sorgen des Zigaretten begleiten mich heute nicht. Die Landschaft übergesoffen von warmem Licht. Eher Friede, so scheint es dem Auge. Aber das ferne Großen des dumpfen Kanonendonners erinnert das Ohr an den Ernst der Wirklichkeit. Vor einem einsamen Hause hält ein Beet mit Stiefmütterchen meine Blicke fest. Neugierig und doch ängstlich kommt die Frau auf einen Wink von mir näher. „Madame, schenken Sie mir von den Blumen!“ „Aber bitte, nehmen Sie so viel Sie wollen.“ „Nein, bitte, wollen Sie mir welche geben?“ Kopfschüttelnd pflückt sie, bis ich ihrer

Dienstfertigkeit ein Gast gebiete. Ich danke ihr. Sie findet kein Verständnis für das Verhalten des Deutschen. Warum nimmt er sich die Blumen im Feindesland nicht weg? Und lopfshüttend sieht mancher und manche dem Krieger nach, der mit einer Hand voll Blumen durch die Straßen einer feindlichen Stadt geht.

Aus dem Lazarett tretend, sauge ich tief atmend die reine Luft ein. Unter den ehrwürdigen Bäumen des Gartens suche ich das Gleichgewicht der Seele wieder zu finden nach den erschütternden Eindrücken der letzten Stunden. Erquidrend rieselt die linde Luft am Körper herab. Das Blut beruhigt sich. Eine Rose zieht mich in den Bannkreis ihrer Schönheit. Eine einzige, gelbe, voll erblühte Rose. Ich muß an die Rosen im väterlichen Garten denken und an die Rose, welche mir meine Frau mit auf den Weg gab — Heimatglück. Da ruft mich dumpfer Kanonendonner mitten in die herbe Wirklichkeit. Ich bin ja hier Arzt im Lazarett im Feindesland! Der schwerwunde Franzose, der dort oben so unsäglich leidet! Ob ihm die Rose in ihrer Pracht die Schmerzen ein wenig lindern könne? Ich bringe sie ihm. Und wie mir seine Augen danken, ist wieder Friede um mich.

Kurt Ochsenius.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Ein Kriegslied der Hausfrau.

Wohlauf, deutsche Frauen, zum Herd, zum Herd,  
Den Quirl und den Löffel geschwungen!  
Der neue Feind, mit dem Grey uns beeckt,  
Wird frisch von uns Hausfrauen begüvungen.  
Unsere Männer erobten sich längst wie ein Mann;  
Vieh heißt es: Ihr Frauen im Bunde voran!

Und sendet Old England perfid übers Meer  
Der Wahlweiber wahllos Scharen —  
Dafür steht im Westen ein feldgraues Heer,  
Das wird schon die Grenze bewahren.  
Doch der grimme Feind, der uns nun angedacht,  
Der wird von der Hausfrau zur Strecke gebracht!

Am Herde zu wirken, ist heilige Pflicht  
Der Hausfrau, sei's alter, sei's junger;  
Ein Neuchelmörder den Hausfrieden bricht,  
Sir Greys neuster Feldmarschall Hunger!  
Doch die deutsche Hausfrau ist tapfer und flug,  
Sie bringt ihn mit Laden gar bald auf den Zug.

Das K-Brot schmeckt köstlich, das wißt nun auch Ihr,  
Karoline, Auguste und Maie!  
Nun spart mit dem Fleische, dem Mehl, dem Bier,  
Und Kartoffeln kocht hübsch in der Schale!  
Viel Buderverbrauch doch wird Ehre und Pflicht,  
Alltäglich sei drum süßes Sonntagsgericht.

Schon lacht selbst Frau Sonne den Hungerplan aus,  
Und nun gilt es, Samen zu streuen.  
Verankt alle Wände, schmückt Garten und Haus,  
Soll das Auge des Vollsfreunds sich freuen.  
Pslegt jeden mit Früchten gesegneten Strauch,  
Und Erbsen und Bohnen, die blühen ja auch.

Wo prunkend sich englischer Nasen gedehnt,  
Da wachse die nützliche Knolle,  
Die man hüher als Veilchen und Rosen ersehnt,  
Ihr ward der Erretterin Rolle.  
Nicht Spargel, Nadieschen, nicht Kraut noch Salat —  
Den vordersten Rang die Kartoffelkucht hat.

Bedenkt, auf dem lustigsten Strafzenaltan  
Gedeihen noch Schnittlauch und Kressen,  
Drum pflanzt und säet, wo irgend man kann,  
Witt Liebe ein etwas zum Essen!  
Dann jubelt der Hausfrauenchor lachend: Nee nee —  
Wir verhungern noch lange nicht, werter Sir Grey!

Elisabeth Postler, Halle a. S.

Die „gestörte“ Pariser Teestunde. Seit Anfang des Winters hatte sich in einigen Pariser Lokalen ein lebhaftes mondaines Treiben entfaltet, dem jetzt durch einen Erlass der Pariser Kommandantur ein jähes Ende bereitet wird. An alle Militärpersonen ist nämlich das strenge Verbot ergangen, die Räumlichkeiten dieser Treffpunkte der eleganten Welt zu betreten, und seitdem sind die Säle des „Cyrus“ in der Rue Danou und die der Ropoliy in der Rue Caumartin völlig verödet. Früher, so erzählt der Pariser Berichterstatter des „Giornale d’Italia“, wurde man von einem schönen Morgen-

länder an der Eingangstür des „Cyrus“ liebenswürdig empfangen, während man im Innern von den Kellnern, die fast sämlich Italiener waren, erstaunlich schlecht bedient wurde, auch wenn sie sich einem Landsmann gegenüberstanden, es sei denn, daß man als Stammgast sich schon einer gewissen Abtretung erfreute. Ein Orchester von falschen Bigemern, die aus Anlaß des Krieges in Uniform gestellt waren, ließ die neuesten „Tango“-Weisen der letzten Saison erklingen. Über dies gerade bildete den Stiel des Anstoßes. Eines Abends nämlich wurden in der Redaktion der „Opinion“, wo zwischen 5 und 7 Uhr der neueste Tagesbericht der Heeresleitung desprochen wird, auch die „Cyrus-Orgien“ zur Sprache gebracht, es wurde von den schönen Mädchen erzählt, die in Scharen in den „Cyrus“ strömten, und der Jünglingen, die ihre Partner waren, von den vielen Heeresangehörigen und Fremden, die das bunte Bild vervollständigten, und es wurde auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß die Weisen des argentinischen Tanzes eine gar zu anfeuernde Wirkung auf die Gemüter ausüben könnten. Ein Redakteur der „Liberté“ beschloß sofort, einen Feldzug gegen diese verdächtigen Lokale zu eröffnen, und bereits am folgenden Tage erschien die erste Notiz gegen die „sardanapalische Korruption“ dieser mondänen Befürchtungsstätte. Der erste Erfolg war das Verschwinden des armen Muselmannes, der zuletzt die Vertreibung des Orchesters, und der dritte endlich ist der erwähnte Erlass, der den Soldaten die Tore dieses Paradieses ein für allemal verschließt. Mit den Soldaten aber sind natürlich all die anderen Besucher auch verschwunden, und die Säle haben jetzt ein so ernsthaftes Aussehen, daß sie für die harmlosen Vergnügungen eines Tochterpensionates der geeignete Aufenthalt wären. Selbst die früher so anspruchsvollen Kellner begrüßen die spärlichen Besucher, auch wenn sie nicht gerade sehr elegant aussehen, mit einem äußerst verbindlichen Lächeln. Aber die Pariser Teestunde läßt sich nicht so leicht aus der Welt schaffen. Es gibt immer noch einige elegante Lokale, in denen die vornehmen Pariserinnen die Tagesereignisse und einiges andere besprechen können. Freilich bleiben sie das ganz unter sich, denn die Offiziere und Soldaten haben nach den letzten Erfahrungen, wie es scheint, die Lust verloren, sich auch in den Kaffees sehen zu lassen, in die der Eintritt ihnen bisher noch gestaltet ist.

Hört mit dem deutschen Hund! Die Franzosen sind wirklich unermüdlich, den deutschen Feind auf immer neuen Gebieten aufzuspüren. Jetzt sind die deutschen Hunde an der Reihe, für die sie in ihrem arglosen Gemüte in den letzten Jahren einige Sympathie gewonnen hatten, die nun mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß. Das „Journal des Débats“ widmet diesem neuesten Feldzug der Franzosen eine kleine Glossa, die von Selbstironie nicht frei ist. „Den Hunden geht es in der Welt nicht allzu gut, so wird da ausgeführt; der Mensch, der sie ernährt, richtet sie zu seinem eigenen Nutzen an. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß die Hunde wie die Menschen selbst nach Völkern und Provinzen zu unterscheiden sind. Ja, um es kurz zu sagen: es gibt deutsche Hunde oder genauer, es gab welche. Sie waren sogar stark in Mode. Den deutschen Schäferhund fanden wir prachtvoll, zugleich kräftig und flug; wir finden es auch heut noch, aber er hat aufgehört, deutsch zu sein. Der eine ist in Belgien geboren, der andere in Polen; so war Beethoven Lütticher, und Nitsche war Slave. (Sitzt er denn nur auch noch der Geist des Bösen, als den ihn die Franzosen und besonders die englischen Verbündeten verschrieben haben?) Man läßt die Hunde selbst ihre Herkunft angeben. Man fragt: „Wist du ein Woche?“ Das Tier antwortet mit einem ernsten, klugvollen und gelangweilten Brummen. Andere sind so abgerichtet, daß sie bellen, sobald der Name eines feindlichen Generals oder Herrschers genannt wird. Aber diese Methoden zu bedauerlichen Missverständnissen führen. Die Hunde, selbst die klügsten, haben nicht den nötigen Schärfeblick, um den schwierigen Gebrauch der Täufnamen auseinander zu halten, und es wäre gar ärgerlich, wenn sie angenehme Gäste schlecht empfingen, nur weil sie sie Wilhelm nennen hören. Der Pommern kann seine Rasse nicht verborgen, aber man verzeiht ihm, weil er wie ein Federbein aussieht. Unglücklicher Sohn von alkoholischen Eltern, der mit Whisky vollgestopft, rachitisch, krank und ohne Verstand den ganzen Tag auf einem runden Kissen zubringt, er verdient das Mistbeet, das man einem Feind entgegenbringt, der kindlich geworden ist. Mag er sein trauriges Leben weiterleben! Die Schophunde nun sind ja nicht kriegerisch. Der belgische Pinscher verdient unsere ganze Bewunderung. Dieser Flüchtlings ist ein Valet Silberseite, bei den Augen ein bisschen beschmutzt und an der Nase ein bisschen naß. Mit einem Wort: er ist entzündend . . .“

# Schach

Alle die Schachscheine betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des "Wiesb. Tagblatt" zu richten und mit der Aufschrift "Schach" zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

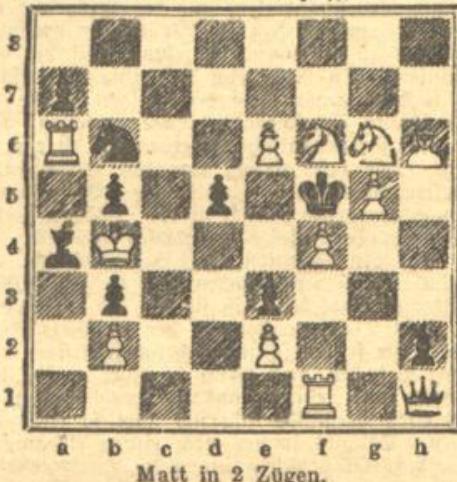
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 16. Mai 1915.

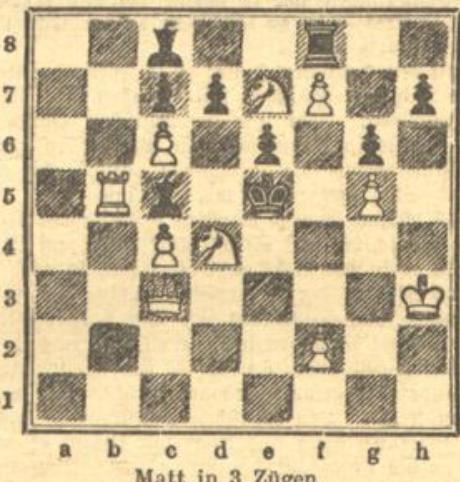
Schach-Aufgaben.

Nr. 332. Juchly (†).



Matt in 2 Zügen.

Nr. 333. V. Marin.



Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 124 (Zweispringerspiel im Nachzuge).

Aus dem internationalen Turnier zu Mannheim, Juli 1914.

Mieses.	Marshall.	13. L c4 × d5	T d8 × d5
1. e2-e4	e7-e5	14. S b1-c3	T d5-a5 <sup>1</sup> )
2. S g1-f3	S b8-c6	15. L c1-f4	L f8-b4!
3. L f1-c4	S g8-f6	16. S c3-d1!	T h8-d8!
4. d2-d3	d7-d5	17. S d1-e3	T d8-d2
5. e4 × d5	S f6 × d5	18. D e2-c4	L b4-c5 <sup>2</sup> )
6. 0-0	L c8-g4!	19. D c4-c3	D c6-f3!
7. h2-h3	L g4-h5	20. D c3 × d2	L g6-e4
8. g2-g4	L h5-g6	21. K g1-h2	D f3 × f4!
9. S f3 × e5	S c6 × e5	22. K h2-g1	D f4-f3
10. D d1-e2	D d8-d6	23. K g1-h2	D f3-f4!
11. d3-d4	0-0-0	Die Partie wurde hier remis	
12. d4 × e5	D d6-c6	gegeben.	

<sup>1)</sup> Sieht bizarr aus, ist aber gesund. — <sup>2)</sup> Auf 18..., D f3 mit der Drohung L e4 antwortet Weiß 19. S f5! —

<sup>3)</sup> Dies führt in interessanter Weise zum Remis.

Auflösungen:

Nr. 328 (3 Züge). 1. D h5, e × f5, 2. S h6 (†); o. K × I..., e × S, 2. D e8; o. g4 I..., o. 2. D f3†.

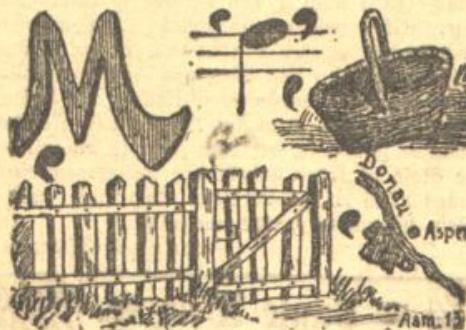
Nr. 329 (2 Züge). Stellung wiederholt: K f1, D g6, T c h5, L a5 e6, S d2, B a4 f3. — K c5, L e6, S e5, B d3 d5 f4 g7. — 1. T f5!

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M. zu beiden Aufgaben, zu Nr. 329 auch Fritz Wirth und K. W. in Wiesbaden.

## Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Ergänzungsrätsel.

B . . . , W . . . , . . . se, . . . se, A . . . , r, . . . rn, . . . ke, . . . o, . . . lau, H . . . , . . . irn, . . . lch, . . . rt, . . . le.

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Pflanze, italienische Provinzhauptstadt, Haustier, Teil des Kopfes, Haarwuchs, seelische Aeußerung, Faden, Maß, alter Stand, Nahrungsmittel, große schlesische Stadt, Erfrischungsort, nahrhafte Flüssigkeit, Märchengestalt. Die eingefügten Buchstaben müssen in sinngemäßem Zusammenhange eine Episode aus dem deutsch-französischen Kampfe bezeichnen.

Rätsel.]

Hinterm Schloß ist's; prächtig alte Bäume bieten kühlen Schatten.  
Stellst du um die Zeichen, fügst du Dran den Namen einer alten Durch die Kunst berühmten Stadt, Ist es auch seit alten Zeiten.  
Lang sich streckend, trotzig ragend.  
Hat schon manchen Kampf gesehen,  
Wilde Fehden wilder Völker.  
Sage und Geschichte melden's.  
Doch noch nie seit grauer Urzeit  
Ward's durchtobet von so blut'gem,  
So gewalt'gem Völkerringen,  
So wie jetzt in unsren Tagen.  
Oestreich-Ungarns Heldensohne  
Zeigten dort sich wert der Väter  
Und ihr Ruhm wird unvergänglich  
Sein, solang das Ganze steht.

li.

Gehimschrift.

1 a 2 : a b 3 c : + 4 + 1 d = 4 + 5 : 5 1 e + c 6  
Mahnung an alle Kreise der Zivilbevölkerung.

Schlüssel:

1 a 2 + a b Zahlungsmittel.  
2 + 1 1 + 5 deutsches Land.  
3 = 1 1 + kleines Gefäß.  
4 + : c Werkzeug.  
5 = 1 + Teil des Gesichts.  
6 + c e 3 Stadt in Holland.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 215.

Bilderrätsel: Ulanenangriff bei Nacht. — Silbenrätsel: Josef, Oleander, Frieder, Fenelon, Ravillac, Eschenbach (Joffre, French). — Scharade (versilbig): Dardanellen (Dar, Dan, Ellen). — Telegrammrätsel: Kapitänleutnant Weddigen (Kappe, Zeit, Mähne, Kleid, Wurst, Nantes, Wende, Diego, Wien).

# W unterhaltende Blätter

halbmonatliche Freibleilage  
des Wiesbadener Tagblatts

15. Jahrgang 1915. 600 600 600 600 600 600 600 600 600 600

Ar. 10.



## „Papp-pa“

Skizze von Clara Schäfer, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

**P**eter Baade saß auf der grüngestrichenen Bank vor seinem Verandenhäuschen und döste. Die kurze Shagpfeife bereitete ihm viel Vergnügen, denn die neue Sorte Goldshag von Gauersland hatte einen brillanten „Aromus“, und so'n bisschen Einsamkeit war doch auch was Gutes. „Das Wiwervolk“ war zum Pfingstmarkt nach Rostock, Mutting und Lene. Mutting, ja, das war noch eine! So eine sollte man suchen weit und breit — aber Lene — — nee, seit ihm Lene den verdammten Streich gespielt. — — —

Sein Lening! was für eine hübsche kleine, blonde Dirn war sie gewesen, Dunnerlüchtling, so eine hatte es in ganz Möllershagen nicht mehr gegeben.

Heinrich Köster hatte keinen schlechten Geschmack, der verfluchte Bengel! — Aber der Shag war gut und hatte einen schönen Aromus.

Da trat Nachbar Niemann aus dem Nebenhause und steuerte auf die grüne Bank los. Peter Baade rückte ein wenig zur Seite und drückte wortlos die Hand, die ihm wortlos gereicht wurde.

„Ook alleen?“ fragte Niemann nach minutenlangem Schweigen, indem er seine Stummelpfeife vom linken in den rechten Mundwinkel schob.

„Joa.“

„Und de Jung?“

„Binnen.“ Peter zeigte mit dem Daumen über seine Schulter.

„Wat makt he?“ Niemann war redselig geworden. Lütte Jungs waren sein glühendstes Interesse. — „Drönchnack“, murkte Peter Baade auf Niemanns Frage.

Aber der Nachbar wurde energisch. „He is min Patenjung!“ begehrte er auf. „Wat makt he?“

„Weet ik nich, bün keen Kinnermäten. Wart woll schloopen, süss schriet de Was.“

„Schäm' Di wat.“ Niemann wendete ihm halb den Rücken zu und schmauchte mächtige Wolken aus seiner Pfeife.

Auch Peter Baade schwieg und paffte nur.

So endete jedes Gespräch der beiden über Peters unwillkommenen Enkel, der da in der Veranda in seinem Korbwägelchen zufrieden schlief und statt der Shagpfeife an seinem Zuckertütechen sog.

Im Herzen des Großvaters aber tobte eine Flut von Entgegnungen, dies kalte, abweisende „Schäm' di wat“ des alten Freundes ärgerte ihn jedesmal stark, und er formte ganze Aufsätze von heftigen Widersprüchen, brachte aber kein Wort über die Lippen.

Was, er sollte sich schämen? Er? Der immer ein ehrlicher, anständiger Mann gewesen war, der jene Mädels nicht einen Dreier wert hielt, die ihrem Mann gleich so'n lebendiges Heiratsgut mitbrachten!?

Sein Lening!

Das Herz hatten ihm Scham und Qual damals bald abgefressen, als sie ihm ihr Geständnis gemacht hatte! Herrgott, seine einzige Tochter, sein Lening. —

Und so'n Lümmel, so'n Heinrich Köster! Der verdiente doch so'n Mädel gar nicht. — Ach so — und da fiel ihm ein, daß sie ja auch so eine war, die kleinen Dreier mehr galt. —

Aber was er gefürchtet hatte, damals, die Verachtung von ganz Möllershagen, die war ausgeblieben.

Es kam wohl auch darauf an, wie es eine trug. Sein Lening, die war stolz und aufrecht einhergegangen und hatte jedem gesagt, ich freu' mich auf das Kind, und wenn Heinrich Köster wiederkommt, machen wir Hochzeit — er war ja nur acht Tage an Land damals, und die Zeit war kurz — und wenn er nicht wiederkommt, dann hab' ich doch mein Lüttes und leb' als Witfrau, bis ich sterbe. —

Er hatte mit Lene kein Wort mehr gesprochen seit jenem Sonntag, da er sie zum Tanz schicken wollte und sie so ruhig gestand, warum sie ablehnen müßte. Er hatte einen Heidenspektakel gemacht und sie hinausgewiesen, und böse, böse Worte hatte sie hören müssen, aber Mutter hatte sich hineingemengt und auch dies verdammt „Schäm' di wat!“ zu ihm — ihm! — gerufen. Und das Ha's gehöre ihr, von ihrem Vadding her, und ihre Tochter gehöre zu ihr, und wer gehen wollte, der sollte nur gehen, Lening bliebe hier.

Auch das Kind hatte er nie beachtet, nur manchmal so ganz versteckt von der Seite angesehen, ob es wohl in die Kösters schlage oder in die Baades. Und es war, Gott sei Dank, nach den Baades. Mit seinem kleinen Jürgen hatte es Ähnlichkeit, der dort draußen auf dem Kirchhof lag, schon 20 Jahr. Das war so'n Prachtengel gewesen, so'n klein figen Jung — und so klein und nüchtern wie der da war er, als er starb.

Da unterbrach Nachbar Niemann Peter Baades Gedanken, der wollte doch harmlos zur Verständigung hinüberlenken.

„Gostenwind hüt, Peter.“

Aber Peter biß nicht an, das „Schäm' di wat“ fraß noch.

Niemann aber ließ nicht locker.

„Moak wie morgen floar? Garnitzka hett gestern goden Fang hat.“

„Nee, ik mak nich floar. Foahr na Rostock, Schwin köpen.“

„So, so“, sagte Nachbar Niemann und erhob sich, seine Pfeife umständlich ausklopfend, „na, denn äwermorgen?“

„Joa.“

Peter Baade machte immer noch ein grimmiges Gesicht, aber die alte Freundschaft war wieder hergestellt.

Und so wagte es Niemann denn, auch noch seinem Patenjungen einen Besuch abzustatten. Er fand in der Veranda den pausbäckigen kleinen Schläfer, ein prachtvolles Kerlchen, mit festem, rundem Körper und einem rosigem Schifferjungengesicht. Denn solche runden Backen und so eine bräunlich-rote „Kalir“ konnte nur ein Schifferjunge haben, der mit dem salzigen Möllershagener Wasser getaucht war.

Und so ging denn Nachbar Niemann hochbefriedigt von dannen, mit dem kleinen Schläfer als Patenjung' legte man Ehre ein!

Beinahe hätte er zu seinem Freund Peter wieder „Schäm' di wat“ gesagt, aber er schluckte es noch rechtzeitig hinunter, leider mitsamt dem Priem, den er als Ersatz für die Shagpfeife in den Mund gesteckt hatte. Trotz Würgen und Spucken bekam er ihn nicht mehr hoch, und so gab er Peter Baade nur die Hand und sagte: „Ein — ehn — — feiner lütt Jung! — — adschüssing, Peter.“

Aber kaum hatte Nachbar Niemann seine Haustür hinter sich geschlossen, da begann in der Veranda ein tosendes Gebrüll. Heinrich Köster's Junge schrie. Schrie, du lieber Gott! Peter Baade hatte schon manchmal Jungen schreien hören, aber sowas, nee, sowas von Stimme gab's in ganz Möllershagen nicht mehr.

Aber Peter Baade dachte: Schrei du man, und ließ ihn schreien.

Eine kurze Pause in der Schreiarie deutete an, daß Heinrich Baade sich höchst verwunderte und er philosophierte, in seinem kaum einjährigen Verstand: also lauter! und tat danach.

Es half nichts, niemand kam. So was war nun Heinrich Baade-Köster überhaupt noch nicht vorgekommen, und er wurde noch lauter.

Über Peter Baades Gesicht wetterleuchtete etwas wie eine grimmige Freude. Das machte dem Bengel so leicht keiner nach, schade, daß Niemann ihn nicht mehr hörte!

Wieder eine Pause zum Atemholen. Dann kam so etwas wie ein Erstickungsanfall — — .

Peter Baade lauschte — — was war das? — ein Gluckchen — — ein Schnaufen — — ein gurgelnder, halberstorbener Schrei — und nun eilte Peter Baade doch zu dem verhafteten Enkel — eilte widerständig schnell, dachte an Erstickung, an Jürgen, an Lening, an Mutting — — und da war er auch schon bei dem Kind, dem das Süderbeutelchen im Halse steckte, das, blaurot im Gesicht, mit Armen und Beinen wild in der Luft herumfuhr, und riß den Jungen in seine Arme. Das unglückselige Süderbeutelchen wurde weit fortgeschleudert und Heinrich Baade-Köster erholtete sich überraschend schnell.

Da kam Peter Baade sich mächtig dumm und überrumpt vor, aber Heinrich lächelte sehr huldvoll zu ihm empor und tätschte mit seinen molligen feuchten Händchen in das alte bärbeißige Schiffergesicht, das feierlich und verlegen auf das Kerlchen herabsah.

Nun wieder so tun, als wäre nichts gewesen, Heinrich hinlegen und schreien lassen und sich wieder auf die grüne Bank vor der Tür setzen, wäre Peter Baade noch dümmer vorgekommen, wie die ganze Geschichte so schon war.

Da tätschte Heinrich wieder in Großvaters verlegenes Gesicht und klammerte sich an dessen umfangreicher Nase fest. — — Und nun formten die roten weichen Lippen ihr erstes Wort:

„Papp—pa, Papp—pa“, jauchzte er, und da war Großvaters widerstrebdendes Herz doch ganz erobert.

„Heining, mein klein Heining,“ murmelte der Alte, das flaumige, runde Köpfchen streichelnd, und Heinrich jauchzte verständnisvoll:

„Papp—pa, — Papp—pa — — .“

Und dann saßen die beiden vor der Tür auf der grünen Bank.

Peter Baade genierte sich mordmäßig, aber der Trotz, doch immer das durchzuhalten, was er für richtig

hielt, behielt die Oberhand. Und er hielt es für richtig, ein Kind, das zu ihm „Pappa“ gesagt hatte, das ihm das allererste Wort seines Lebens entgegenrief, sorgsam zu hüten, es nicht etwa wieder in den Wagen zu stecken und zu warten, bis es an einem Lutschbeutel oder sonst einem Mordinstrument erstickte.

Er hatte noch immer ein bärbeißiges Gesicht, der alte Trotzkopf Peter Baade, ja, es sah sogar noch grimmiger aus denn je, aber Heinrich gefiel es, er griff immer wieder in den Bart oder an die Nase, oder in die Augen und jauchzte sein neues Wort.

Da tauchte am Ende der Straße der Briefträger auf. Die Verlegenheit überkroch den Alten siedend heiß, der erste Mensch, der ihn so sehen sollte mit — mit so'n — — Kind — — , aber er blieb sitzen, Heinrich auf den Knieen.

Aber der Briefträger ließ weder vor Verwunderung die Posthaken klopftrester schießen, noch verlor er irgend ein beßliches Wort, vor dem sich Peter Baade mehr wie vor einer Ohrfeige fürchtete. Er gab nur einen Brief ab und sagte gelassen:

„Din Doamens sind woll of heidi? Dat ganze Wiervolk sitt hüt in Rostock up den'n Pfingstmarkt.“

Und damit war er vorüber. Peter Baade betrachtete den Brief. Er hatte eine ausländische Marke, und Madeira entzifferte er auf dem Stempel — , er mußte an den Rausch denken, den er sich dort bei seiner ersten Seefahrt geholt hatte! Junge di, da war er aber ein büschlen was duhn gewesen. — —

Der Brief war von Heinrich Köster, aber Peter Baade sah jetzt erst, daß er nicht wie die anderen an Frau Josephine Baade adressiert war — , seitdem Heinrich da war, gingen die Briefe nie mehr an „Fräulein“ Lening, sondern an Mutter. Heinrich Köster konnte seines kleinen Jungen Mutter doch nicht mehr Fräulein anreden, und so hatte er diesen Alusweg gesucht. Der Brief war an Herrn Kapitän Peter Baade gerichtet.

Ei, da wurde Heinrich unsanft von Großvaters Knieen herabgelassen und mußte auf seinen kipplichen Beinchen zu stehen versuchen und an der grüngestrichenen Bank einen Halt finden.

Heinrich Köster aber schrieb einen guten Brief an seinen Schwiegervater. Schrieb, daß er nun in vier Wochen in Möllershagen eintreffen würde, um Hochzeit zu machen mit seinem geliebten Lening und bat den Vater, daß er ihnen doch nun endlich vergeben möchte. Seine kleine Frau, sein Junge und er wollten ihm und Mutting das Leben so schön und hell machen, wie es nur irgend in ihrer Macht stände. — —

Peter Baade war ganz weichmütig geworden. — Ja doch, er wollte Frieden machen!

Heining hatte sich an Großvaters runde Kniee gemacht, da er aber dort keinen Angriffspunkt für seine Patschhändchen fand, sank er läßlich jämmernd zur Erde. Sein Großvater hob ihn sorglich auf. „Nich weenen, lütt Jung, nich weenen, Grovatting is jo god mit di.“

Heining sah durch seine Kullertränchen hindurch in Großvaters blauen Seemannsaugen, und wieder kam das Zauberwort von seinen Lippen, das ihm ein Herz erobert hatte: „Papp—pa—“

Von dem Brief sagte Peter Baade noch nichts, als sein Wiervolk vom Pfingstmarkt kam — , es durfte doch nicht aussehen, als ob Heinrichs Brief ihn anderen Sinnes gemacht habe. —

„Nein, „Heining hett Pappa to mi seggt, un nu ist't all wedder got“,“ damit hatte er Lening die Hand geboten und sein Kind flog ihm glückselig um den Hals.

Am nächsten Tag setzte er den ersten Betrug seines Lebens in Szene, um die Briefträgerzeit saß er wieder vor der Tür, sprach dann ein paar Worte mit dem Postboten und kam ein paar Minuten später ins Wohnzimmer:

„Hier, disse Bref is äben komen.“

Er war braunrot im Gesicht.

Heining aber jauchzte: „Papp—pa!“

## Das Wirtshaus am Weg

Ein Reisebild von **Dr. Hans Wantoch**.

(Nachdruck verboten.)

Ich hilde mir ein, für ein Diner von sechs Gängen, für einen Klubfauteil in der Hall, für List, korrekt servierende Kellner und mollige Messingbetten ein gewisses Verständnis zu haben. Auch eine Hauskapelle, die zum Schwarzen auf der Terrasse auffspielt, ist nicht zu verachten und die Frauen, ach, diese wundervollen Frauen, die in solch einem Alpenhotel im Engadin, in den Dolomiten oder am Genfersee aus allen Gegenden der Windrose zusammenkommen und bei Aufhebung aller nationalen Besonderheiten in den heißen Augustnächten voll Sehnsucht sind! Ja, diese Frauen in den unterschiedlichen Grand-Hotels machen einen ganz schwach. Aber so oft die Sommersonne auf das Stadtpflaster sengt, erwacht in mir ein unwiderstehliches Verlangen nach den touristischen Naturgasthäusern, die zu Hunderten im Salzkammergut, in Tirol, in der Schweiz menschenfern verstreut liegen. Die Wirtshäuser am Weg vor Pafübergängen, am Landstrassenrand, oder ganz tief wo im Wald. Ganz klein sind sie. Wenn's hoch kommt, ein Stockwerk! Ein Bach glackst vorbei, aus dem die Küchendirn die eben bestellten Forellen erst herausfischt. Und alles in dem Haus duftet nach Holz. Der nächste Ort ist zwei Stunden entfernt. Einer, der vorüberkommt, ist ein Ereignis. Und das Küchenfenster, daran die Wirtin sitzt, seltsames Gemisch aus fehniger Bauernmagd und versetteter Küchenfee, das Küchenfenster liegt so, daß man jeden Kämmling von fern schon sieht. Zwei, drei Touristen übernachten. Man sitzt vor dem Haus auf Weichholzbänken an Weichholztischen beim Glas Wein. Finster steht der Wald gegenüber, dunkel und undurchdringlich, ein Geheimnis und Rätsel. Seltsam, daß die Bäume rauschen, daß Enzianen dunkelblau blühen und Schmetterlinge schwirren, auch wenn kein Mensch da ist, keiner es sieht. Der Mensch wird gegenstandslos. Er fühlt es und rückt näher an den anderen.

In diesen Sommernächten vor den Wirtshäusern am Weg springen alle Masken ab. Das ganze Leben zieht wie im fernen Bilderbogen vorbei. Das Innerste drängt sich hervor, wird Wort und Gespräch. Man schließt sehr rasch Freundschaft. Ja seine Feinde versteht man hier. Es wird alles so klein, so winzig ohne die dröhnende Resonanz der Welt. Wer kümmt sich hier um dein Wünschen, dein Wagen, dein unftetes Wirrsal? Der Wald nicht, nicht der Bach und die Felsen, die wie Silhouetten, wie Theaterkulissentantig in die blaue Nachtluft schneiden. Wer kümmt sich um das Wirtshaus am Weg, zehn Kilometer von aller menschlichen Siedlung? Es liegt einfach da; man weiß nicht für wen; man weiß nicht wozu. Die steile Bergwiese hinter dem Haus gehört auch dazu, weit hinauf, wo das Etschenholz aufhört und nur mehr graugrünes Gras und Geröll ist. Dort weidet das Vieh, grünes Gras ist und Geröll ist. Dort weidet das Vieh, leben die Leute. Die Sennen kommen von ringsum ins Wirtshaus, Jägerburschen mit hellen, blonden Gesichtern und ganz zerfurchte Holzbrennerphysiognomien. Besonders bei Nacht kommen die Burschen. Die alte Holzstiege knarrt. Der Bach rauscht. Ein Zirpen, Zwitschern und Zischen ist draußen im Wald, Unruhe im Haus. Diese Nächte haben eine wunderlich bange Melodie.

Groß und von einer prächtigen Schlichtheit sind alle Lebensdinge im Wirtshaus am Weg. Die Berge machen das so und die Härte des Daseins. Jeder Handgriff ist da ein Kraftaufgebot. Was ist das heuer für eine herbe Strapaze auf den steil fallenden Wiesen! Das Mähen und das Tütschaffen der Mahd, in riesigen Bündeln, mit Tüchern umwickelt, so groß ein einziger BUND wie ein Zimmerteppich und ganz gebeugt unter der wichtigen Last stöhnen die Bauern zu Tal. Aber es muß sein. Morgen kann ein Wettersturm die ganze Mahd vom Wiesenhang spülen. Ja, das Wetter schlägt leicht um im Gebirge,

Lawinen im Frühjahr, Überschwemmungen im Herbst. Dann gischten die kleinsten Bäche mit Titanenkraft nieder, zerschmettern die Stämme, zerschmeißen den Stall. Niemals blicken die Menschen den Bergen geradeaus in ihr steinernes Antlitz, immer schief von der Seite, von unten nach oben, und leicht streift einer dabei den Filzhut vom Haupt. Sie schütteln ein wenig den Kopf über die Berggefereien der Stadtherren. Es scheint ihnen gar nicht sehr recht zu sein: „Werden wir morgen schön Wetter haben? Werden wir aufsteigen können?“ Und der Wirt fährt sich bedächtig über die Stirn, blickt langsam zum Seekofel hinüber, langsam zum Himmel empor und sagt mit einer schweren tollernen Sprache, die an jedem Gutturallaut klebt: „Kunnt leich—cht sei, chalt jo!“ Es ist ihm völlig egal, gleichgültig einfach. Er fühlt sich für das Wetter nicht verantwortlich, wie der Herr Direktor im Grand-Hotel Alpenblick. Schönwetter ist in der Hotelrechnung nicht mit inbegriffen.

Überhaupt: diese Wölfe im Wirtshaus am Weg! Was für seltsame Poesien hat man ihrem struppigen Naturwesen angedichtet. Ständig sollen sie vor dem Zaun stehen, schmerbäuchig, lächelnden Gesichtes und ihr schwarzes Käppi lüften, speckig vom vielfachen Gruß. Fällt ihnen gar nicht ein. Sind auf passagere Stadtfräcke gar nicht erpicht, und haben ein gehöriges Monopolbewußtsein und eine Spezialgrobheit ohne Gleichen. Mein Vorurteil für frisches Bettzeug beantwortete einer einmal: „Wann's zehn Krona loschta tät, möchts net erscht frage, wann's euch net recht isch, künnts wieder gahn, mir hält'n koan.“ Ach diese servil liebenswürdigen Worte hatte ich schon einmal gehört, es war bei Erasmus Rotterdamus dem landfahrenden Humanisten des 16. Jahrhunderts. Das Wirtshaus schildert er so: „Beider Ankunft grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen frügen. Nachdem du lange geschrieen hast, steckt endlich einer den Kopf durch das kleine Fenster der Gaststube heraus; diesen muß man fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so siehst du daraus, daß du Platz haben kannst. Drinnen freilich ist es auch nicht sonderlich gemütlich. Eine einzige Stube, ein gewaltiger Ofen in der Mitte, der raucht und eine beklemmende Hitze ausströmt. Die Bank um den Ofen von allerlei wandernden Leuten belagert, die die Stiefel ausziehen, oder das Hemd gar wechseln.“ Andere Zeiten; aber für die heutige gilt noch: „Wenn du eine Ausstellung hast, hörst du gleich: ist es dir nicht recht, so such dir ein anderes Gasthaus.“

Das Wirtshaus am Weg liegt fern von der Welt und weit zurück in der Zeit. Und die Menschen darinnen leben unter Altväterhausrat ein Urahnenleben. Seßhafte Leute, die die ferne nicht kennen, wenn sie nicht zuweilen auf schwergenagelten Touristenstiefeln zu ihnen kommt. Einer oder der andere war freilich schon in der Stadt, in Innsbruck oder in Bozen. Seltsame Dinge schwirrten ihnen dort vor den Augen. Unfaßbar, ohne Begreifen, ja ohne daß sie ihnen sonderlich auffielen, denn auffallend ist den Menschen nur ein Verwandtes, das irgendwie ein wenig abweicht von dem Gewohnten. Der Wiener, der nach Berlin kommt, der Berliner, der London zum erstenmal sieht, erlebt viel größeres Wunderbares, Mannigfaltigeres als der Gebirgsbauer bei einem Besuch in der Stadt. Differenziertes Staunen ist eben eine Tätigkeit kultivierter, reizbarerer Nerven. Und doch haben diese Menschen in den verengten Höhentälern eine einzige Sehnsucht: Wien. Dahin möchten sie wohl kommen, um den Kaiser zu sehen, und vor einigen Jahren wenigstens auch den Bürgermeister Lueger. Den Bürgermeister Lueger, der, als die Tiroler zum Festzug in Wien waren, all diese zu Tode erschlagenen Menschen in ihren Elendbiwaks rund um die Rotunde aufgesucht hat, zu ihnen ermutigende Worte gesprochen und gesagt hat,

es sei sehr schön, daß sie hierher gekommen seien, eine große Freude für den Kaiser und für ihn, den Bürgermeister Eueger. Darum auch stand der Bürgermeister Karl Eueger im Bewußtsein der Tiroler gleich neben Franz Josef wie ein heimlicher Kaiser. Die Grenzen verschieben sich, die Grenzen verschwimmen in so großer Distanz, und das Gefühl allein gibt die Alzente für wichtig und wichtig.

Einmal fand ich in solch einem verschöllenen Almwirtschaftshause eine Wirtin, die lang, lang ist's her, Herrschaftsköchin in Wien gewesen war. Bei einem Finanzbaron. Was für Gastereien, was für herrschaftliche Besuche von Hohen und Allerhöchsten! Die Wolter, Herr „von“ Saphir und Ferdinand von Saar. Und einmal, als eine Tafel für 50 Personen angesagt war, sei das ganze Essen stehen geblieben, weil nämlich just an diesem Tage der Graf Hoyos, der mitgeladen war, aus Meyerling telegraphiert hätte, dem Kronprinzen sei ein schweres Jagdunglück widerfahren, der Kronprinz Rudolf von Österreich sei tot. Ich horchte auf, ich suchte der Frau ihr Erlebnis abzufragen, das vielleicht in eine dunkelste Partie der Geschichte ein wenig Licht bringen konnte und bat sie, zu erzählen, wenn sie sich noch erinnere. O, sie erinnerte sich schon, sie „denkt“ es noch genau, gerade als wäre es gestern geschehen, und dann zählte sie mit allen Details, daß einem das Wasser im Munde zusammenlief, alle — — Gerichte auf, die sie damals bereitet hätte, „rein für die Katz das ganze schöne Essen, rein für die Katz das ganze viele, teure Essen.“

Die Weltgeschichte ist ein gar buntes Ding. Anders sieht es vom Vorderhaus aus, vom Hinterhaus anders, so in einer Stadtwohnung und wiederum grundverschieden zwischen Kiefern, Knieholz und Schutthalden im Wirtschaftshaus am Weg. Ein Thronerbe starb und einer, der bei diesem größten Ereignis der österreichischen Historie im letzten Menschenalter dabei war, behielt davon keine Erinnerung, als die an zerronnenes Schlagobers und zergangenes Gelee. Und dieser Mensch lebt gesund in den Tag und mit kluger Umsicht in seinem engeren Kreis. Was ist wichtig, was nicht und was dasjenige, welches wir weltbewegend nennen? In dieser Distanz von unserem Leben, von jenem Pünktchen auf dem Erdball, das wir die Großstadt und Große Welt heißen, da werden die Größenunterschiede der Geschehnisse nivelliert. Alle sind sie riesig weit weg, daß sie gleich groß erscheinen, gleich wert. Ereignisse, die die Welt bewegen, Probleme, die uns quälen, Ideen, für die wir unser bestes Können einsetzen, unsere ganze Kraft, genau wie morgen für den 4000-Meter-Gipfel, den wir erklimmen. Das Wirtshaus am Weg ist ein skeptisch lächelnder Erzieher. Man gewöhnt es sich ab, sich und sein Streben allzu wichtig zu nehmen. Weltbewegend! Wie klein, wie winzig ist im Grunde die Welt, die es bewegt! Nur ein paar Kilometer waldein von den internationalen Sommerkolonien des First-Class-Hotels, und man verlernt so schön seine Hochmäigkeit.

## Eine Frage.

Von Thusnelda Schuster.

(Nachdruck verboten.)

Es blieb ihm bestimmt nichts anderes übrig. Er mußte sie fragen, ehe er eine weitere Entscheidung treffen wollte. Rudolf gab es auf, sich mit Gründen gegen diese Tatsache zu stemmen.

Fünf Jahre wähnte schon die Freundschaft mit Theresia. Absichtlich nannten sie es nicht Verlobung, denn die Jahre sollten ihnen zur Prüfung dienen.

Freilich war das auch nur ein Bemühteln der ungünstigen Verhältnisse gewesen. Hätte er vor Jahren so viel verdient, wie eben jetzt, oder wäre sie ein Mädchen mit großer Mitgift gewesen, wie es die Tochter seines Chefs war, dann wäre ihnen beiden nicht eingefallen, eine langjährige Prüfungszeit durchzuwarten.

Rudolf strich sich die Haare aus der Stirn, die trotz seiner dreißig Jahre schon tiefe Arbeitsfalten hatte. Er schaute eine Weile durch das Fenster des Wagens hinaus in die Gegend. Wie oft war er doch früher diese Strecke gefahren. Mit welcher Ungeduld und mit welcher Freude.

Die Fabrik, in der er angestellt war, lag ja zwei Stunden von dem Städtchen entfernt, wo seine Theresia in einem Bureau arbeitete. Nur ihm zuliebe hatte sie das Kaufmännische Fach ergriffen. Sie wäre lieber Kunstmalerin geworden.

„Aber was fängst du mit einer Frau an, die nicht rechnen kann,“ hatte sie zu ihm gesagt. „Es ist gewiß besser, ich lehre etwas Solides, damit ich dir in deinem Beruf eine Kameradin sein kann,“ überlegte sie in vernünftiger Weise.

Sie versprach ihm nie mehr, als sie geben konnte, aber eine Kameradin, wie er sie gewünscht, war sie ihm geworden. Und als er noch voller Erwartung und voller Härtlichkeit war und alle zwei Wochen zu ihr gefahren kam, verbot sie ihm, soviel Geld zu verschwenden. „Wir müssen doch sparen — —“

„Sparen, um vorwärts zu kommen!“ sagte er vor sich hin und seufzte. Er lehnte sich in die Polster zurück, denn jetzt fuhr er zweiter Klasse. Jetzt konnte er es sich leisten. Doch gerade in dem letzten halben Jahr war er nur einmal zu ihr gefahren.

„Dringende Geschäfte halten mich ab,“ in allen möglichen Redensarten hatte er ihr geschrieben und so sein Ausbleiben entschuldigt.

Kein Zeichen der Ungeduld, kein kleinlicher Zweifel an seiner Treue hatte sie ihm gezeigt. Sie glaubte nicht, daß er anderen Sinnes werden könnte, wenn gleich auch seine Briefe seltener wurden. Und er fühlte auch jetzt nicht, daß er anderen Sinnes ihr gegenüber stehe. Sie war ihm immer noch der gute Kamerad.

Aber das Schicksal schob sich trennend dazwischen. „Ja?“ nickte er vor sich hin. „Das Schicksal ist es. Denn eigentlich bringe ich mich und meine Freiheit zum Opfer. Wenn ich auch Hilde heirate, mein Schwiegervater wird doch der Herr im Geschäft bleiben — aber — ich habe mehr wie zehn Jahre Lebenskräfte gespart. — Wer weiß überhaupt, ob ich je zu solcher Stellung käme, das will ich Theresia sagen. Sie ist vernünftig, die wird mich verstehen — und sie kann mir da kein Hindernis in den Weg legen. Wir haben uns das alles damals leichter und schöner gedacht. Aber bei Licht besehen, hätte ich es doch nie weiter als bis zum Prokurst gebracht — na und das ist doch garnichts. Ich kann Karriere machen! Der Alte hat es gesagt. Erst gestern machte er wieder solche Unbedeutungen. Ihm ist eben ein Schwiegersohn aus der Branche lieber, als der verschuldete Gardeleutnant.“ Und Rudolf überlegte sich noch einmal, wie er die verhängnisvolle Frage an Theresia richten wollte.

Wäre der Leutnant nicht so plötzlich als Rivale aufgetaucht, dann hätte er ja Zeit gehabt, in aller Ruhe die Fäden zu zerreißen, ehe er mit Hilde angeknüpft. Denn ein anständiger Kerl wollte er bleiben. Alles mußte ehrlich geordnet werden. Bis jetzt hatte er auch nichts getan, was er nicht mit seinem Gewissen vereinen konnte.

Er war Hildes Tänzer gewesen, weil er mit ihr am besten tanzen konnte, und sie hatte ihm daselbe gesagt. Warum sollte er mit der Tochter seines Chefs unhöflich sein? Daß er sie öfters in der Oper getroffen, war auch natürlich gewesen, denn sie bildete sich zu ihrem Ver-

gnügen im Gesang aus, da sie Musik leidenschaftlich liebte, und er interessierte sich ja auch für diese Kunst. Eigentlich hatte er es seiner Therese zu danken, daß er auf diesem Gebiete mitsprechen konnte. Sie hatte sein Gefühl dahin gelenkt und gebildet. Aber er war doch nun auch verpflichtet, es weiter zu pflegen.

Doch Fräulein Hilde lud ihn im Winter zu einer Skitour ein, und da hatte er Therese wieder mal abschreiben müssen. Sie mußte verstehen, daß er sich einmal hinaus in die Berge sehnte und der Sonntag war doch sein einziger freier Tag.

Therese, die nicht wußte, daß er als Begleiter einer jungen Dame in die Berge ging, ermahnte ihn treusorgend, nicht übermütig zu sein, damit er keinen Schaden nähme. Und voll Stolz schrieb sie ihm: „Ich beginne jetzt an unserem Nest zu bauen.“

Bei der Erinnerung empfand Rudolf noch einen kleinen Gewissensbiss. „Aber —“ beruhigte er sich schnell. „Wenn ich Hilde erwähnt hätte, wäre die Sache wohl gleich zu wichtig erschienen. Und tiefehrende Neigung habe ich doch wirklich noch nicht zu ihr gesäßt. Wie hätte ich, als Prokurist, die Tochter des Kommerzientates begehrten können!“

Früher waren seine Hoffnungen nicht so kühn gewesen, da hatte er sich mit einer bescheidenen Lebensweise begnügt. Der Reichtum des Hauses seines Chefs, in dem er so viel verkehrte, war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Das gestand er sich sofort ein. „Aber wem wäre es anders ergangen? Das ist menschlich,“ entschuldigte er sich. „Und darum habe ich doch auch Therese noch nicht geheiratet. Sie wünschte es ja selber nicht. Sie sagte doch auch stets, erst sollte ich mir eine sichere, auskömmliche Position errungen haben, damit ich dann später mein selbstständiger und eigener Herr würde. Aber, lieber Himmel, Therese ist ein Mädel, sie denkt sich das leichter, zumal heutzutage bei der entsetzlichen Konkurrenz. Wenn ich jetzt die Gelegenheit ergreife, durch eine Heirat hoch zu kommen, kann mir Therese es nicht übel nehmen —“

Rudolf war mit sich vollständig im reinen, als er an seinem Ziel angelangt war.

Er hatte ihr nicht sein Kommen gemeldet. Es war ja Sonnabend Abend, da war sie bestimmt zu Hause. Mit elastischen Schritten ging er die Hauptstraße entlang und betrachtete im Vorübergehen die Auslagen der Geschäfte.

„Fräulein Hilde würde lachen, wenn sie das sähe,“ dachte er mit leiser Geringsschätzung und stiller Abwehr, die gut bürgerlichen, ihm altmodisch anmutenden Stoffe und Hüte prüfend. Nein, auch er passte in solche Kreise nicht mehr. Unwillkürlich rückte er an seiner lila Kravatte, die in der Farbe genau mit den Strümpfen übereinstimmte.

Dieser Luxus verschlang allerdings mehr von seinem Gehalt als früher die Eisenbahnfahrten zu Therese. Doch seitdem er Hildes Begleiter geworden war, mußte er auf sein Äußeres mehr wenden, sonst fiel er ja aus dem Rahmen. Und es schmeichelte ihm doch, wenn ihre schwarzen Augen flüchtig prüfend über ihn hinglitten und sie sagte: „Heute sind Sie riesig schick, Herr Merten.“

War diese Anerkennung aus dem Munde einer verwöhnten jungen Dame nicht etwas wert? Rudolf lächelte noch bei der Erinnerung. Er überschritt den Fahrweg, vorsichtig über die Pfützen springend, damit er nicht seine Lackschuhe beschmutze.

„Eigentlich war es ja ein Unfall, daß ich mich für das Dorf so fein gemacht. Meine alten Lederstiefel wären viel passender gewesen. Therese sieht es doch nicht . . . und nach dem Geschmack der Schaufenster zu urteilen, wird sie auch verbauert sein. Das ist nicht anders zu erwarten.“

Als er vor dem Haus stand, in dem sie wohnen sollte, sie war ja umgezogen, und er kannte noch nicht die Wohnung, sah er sich mit kritischen Blicken um.

„Gar nicht übel hatte sie es sich gewählt. Ein freundliches Landhaus, umgeben von einem Garten, ist in der Stadt schon selten.“

Von der anderen Seite der Straße kam eine junge Dame in Begleitung eines Herrn. Sie winkte ihm mit dem Sonnenschirm von der Ferne zu. Er stützte. Sollte diese reizende Erscheinung Therese sein? Wirklich, es war keine Täuschung. Sie reichte ihm herzlich die Hand, die er unwillkürlich fester drückte, als es seinem Vorhaben entsprach. Dann machte sie die Herren kennst. Rudolfs Miene wurde sofort kalt.

Steif verbeugte er sich vor dem Herrn, den sie als ihren „Kollegen“ vorstellte. Der fremde Herr verabschiedete sich und Therese dankte ihm dabei nochmals für seine freundliche Hilfe. — „Er hat mir die Bilder aufgehängt. Ich wurde mit dem Umzug allein nicht fertig. Aber du kommst gerade recht. Der letzte Nagel ist hineingeschlagen,“ erzählte sie ihm mit froher Stimme, als sie ihn in die Wohnung führte.

Rudolf sagte garnichts weiter. Nur ein paar allgemeine Phrasen hatte er für die Einrichtung übrig. Ein stiller Ärger fraß in ihm. „Was hatte dieser Mensch da zu helfen . . .“ sagte er sich, um den innerlichen Vorwürfen zu begegnen, die ihm an seine vielen Abfagen mahnten.

Und sein Blick verfolgte unwillkürlich schärfer als sonst ihre Bewegungen, als sie geschäftig hin und her eilte. Wie flink ihr alles von der Hand ging und wie nett sie gekleidet war. Das Sommerkleidchen war allerdings nicht so raffiniert zusammengesetzt, wie er es bei Hilde gewohnt war. Der Stoff war auch nicht so kostbar, aber alles stimmte zusammen und verriet einen feinen Geschmack.



**Neue Kartoffeln.** Nach dem Gemälde von P. Barthel.  
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Doch dann besann er sich rasch wieder auf den Zweck seines Besuches. Nicht umsonst hatte er mit eiserner Energie auf dem Kontorschreibtisch gesessen. Er gab sich darum nicht weiter den freundlichen Gefühlen hin, die der Empfang in ihm geweckt hatte. Er war gekommen, an Theresia eine Frage zu richten. Punktum!

Darum legte er auch nicht den Mantel ab, wie sie ihn bat und lehnte auch wegen Zeitmangel das Abendbrot ab.

Er saß im Korbstuhl zurückgelehnt. Ein Bein über das andere geschlagen. Auf dem Knie lagen seine Glacéhandschuhe, sorgsam glatt gestrichen. So saß er bei Kommerzienrats im Salon, wenn er mit Fräulein Hilde plauderte.

Und in dieser reservierten Haltung und doch ungewöhnlichen Behaglichkeit saß er Theresia gegenüber, seiner Kameradin, die mit ihm die Zeiten der Not, des Ringens und des Kampfes treulich geteilt.

Sie las seinen gespannten Zügen sofort ab, daß ihn etwas besonderes zu der ungewöhnlichen Zeit hergetrieben hatte. Und mit feinem Instinkt hielt sie mit ihren persönlichen Erlebnissen zurück. Sie lenkte wie unabsichtlich das Gespräch auf ein neutrales Gebiet und sprach von der allgemeinen Geschäftslage. Da freute es ihn fast, daß sie darin ein sicheres Urteil traf. Daß sie in der Sphäre, die sein Wirkungskreis doch auch war, so gut Bescheid wußte, heimelte ihn an. Darin war sie entschieden der Fräulein Hilde über. Denn sie schien von des Vaters geschäftlichem Leben keine Ahnung zu haben. Ihm war es fast, als hielte sie sich mit Absicht fern, als wollte sie nichts damit zu tun haben. Nun, einem jungen Mädchen, das einmal hunderttausend Mark Mitgift in die Ehe mitbringt, sieht man derartigen Schwächen gern nach. Es sind Launen, die man lächelnd sanktioniert.

Theresia begann eben von der Niederlage des letzten Geschäftsjahrs zu sprechen. Hastig knüpfte er daran an und jammerte, wie schwer es ihm würde, bei der Konkurrenz hochzukommen. Allerdings straften seine Lackschuhe und seine seidenen Strümpfe, die unter der Bügelfalte der Hose vorsahen, etwas Lügen. Theresias Gesicht mußte sich darum wohl auch so verändern, als sie seine Klagen hörte. Ein kleines, ganz seines Lächeln spielte um ihren Mund.

Er fühlte sich dadurch unsicher werden. Darum wurde er aber in seinen Ausführungen noch sachlicher und führer. Zuletzt klang es fast, als könnte er sich nur durch ein Opfer seiner Persönlichkeit aus den Schwierigkeiten retten. „Ja, Theresia, darum komme ich, — ich wollte dich fragen — — ?“ schloß er langsam, mit melancholisch gesenkter Stimme.

Eine Weile war es ganz still zwischen beiden. Theresia war aufgestanden und an das Fenster getreten. Der Widerschein des Abendrotes floß um ihre ebenmäßige, schlanke Gestalt und ließ sie in einem feurigen Scheine stehen, sie schien von Flammen umlodert. Ihr Kopf senkte sich mehr und mehr zu den Blumen, die sie zur Freude in die neue Wohnung gekauft. Und immer sprach sie noch nicht.

Das Schweigen begann ihn zu drücken. Hatte er vorhin einem Tränenausbruch mit Unbehagen entgegengesehen, so schien ihm dieser doch viel besser der Situation zu entsprechen. Dann hätte er als milder Trost etwas sagen können. So aber würgte ihm das Schweigen fast die Kehle zu. Und ein Gefühl, das er sich nicht zugestehen wollte, dessen Namen er nicht nennen wollte, saß ihm schwer im Nacken.

Theresia wandte sich endlich. Ganz ruhig war ihre Miene. „Du willst wohl jene brünette Dame heiraten, die wir damals im Theater trafen?“ fragte sie ihn.

Er nickte nur. Ein „Ja“ brachte er nicht mehr vor. Ihm schien seine Frage jetzt selbst ungewöhnlich. Aber innerlich wunderte er sich über ihr scharfes Gedächtnis. Er bedachte ja nicht, daß Theresia seitdem nicht wieder ins Theater gekommen war und ihr sich alle Einzelheiten nicht schnell verwischen konnte.

„Ich glaube, Rudolf, du überlegst dir die Sache noch einmal. Hast du keinen Mut und keine Kraft mehr, dich allein durchzusetzen, dann verheirate dich, wie du vor hast, um reich zu werden. Ich stehe deinem Glück nicht im Wege,“ sagte sie leise, wie traumhaft, wie ein leblosen Schatten schien sie jetzt in dem fahlen Dämmerlicht vor ihm zu stehen.

Er wollte etwas sagen von Schicksalswegen, von ewigem Schmerz, unendlicher Dankbarkeit und lieben Erinnerung, aber sie reichte ihm ihre schmale und doch so arbeitsharte Hand. So ging er. „Ich schreibe dir noch einmal, Theresia,“ sagte er, wie eine leise Tröstung.

Schneller, als er erwartet, stand er wieder auf der Straße. Daß der Abschied so sang- und klänglos ausfallen würde, hatte er nicht vermutet. Er empfand es fast wie eine Beleidigung, daß sie, ohne einen Versuch zu machen ihn zu halten, hatte gehen lassen.

Und wie im Trotz schlenderte er langsam den Weg zum Bahnhof zurück. Möchte ruhig der letzte Zug abfahren. Er blieb die Nacht hier. Morgen kam er immer noch zeitig genug in die Stadt, um abends die Gesellschaft zu besuchen, wo das Schicksal ihm den Glücksschreiber hinholt. Denn ein Glück war es doch sicherlich zu nennen, daß er, der vermögenslose Prokurist, Mitteilhaber einer so großen Firma wurde.

Da der letzte Zug auch schon in der Tat fort war, begab er sich in das Hotel und bestellte sich ein Zimmer. Dann setzte er sich auf die Terrasse und zündete sich eine Zigarette an und träumte in den sternenubersäten Nachthimmel hinein von seiner glänzenden Zukunft. Merkwürdigerweise wollte es jetzt nicht mehr so gehen wie bisher. Allerlei Bedenken krochen heran.

Vom Nachbartisch sprang das Wort Bankrott zu ihm herüber. Er horchte auf und verstand den Namen einer Weltfirma, die bisher grundsicher galt. Aber Nacht mußte sie die Zahlungen einstellen. So etwas kam ja immer mal vor. Ihm berührte das weniger.

Aber vor seinem Geist stand Theresia, umhüllt von den Rosenwölkchen, und was er vorhin absichtlich nicht beachtet, fiel ihm nun nachträglich ein. Das Zimmer war ein einheitliches Ganzes gewesen. Keine Allerweltsware, kein alltäglicher Geschmack.

In aller Stille, um ihn zu erfreuen, hatte sie an dem Nest gebaut. Von ihrem ersparten und mühsam zusammengearbeiteten Geld hatte sie alles gekauft. Ihre Träume waren mit seinen Wünschen vereint worden. Ihr Geist hatte sich seinem Willen untergeordnet und doch war alles mit ihrer Seele belebt. Das empfand er noch in der Erinnerung und fast glaubte er auch noch den Hauch der Zufriedenheit und der Freude zu spüren, der ihn bei dem Eintritt begrüßt.

Daneben stellte er Hildes elegante, üppige Gestalt, die ihm fast jedesmal in einer neuen Toilette neue Reize enthüllte. Sie empfing ihn in einem Salon mit seidenen Vorhängen und starren Atlaskissen.

Damals war ihm das alles neu gewesen. Er hatte es bestaunt und als unbedingt nötige Lebenszugabe schätzen gelernt, weil er mit fremder Leute Augen alles ansah.

Da fiel wieder zwischen seine Träumereien vom Nebentisch das Wort Bankrott. Das Wort paßte nicht zu Fräulein Hilde und doch mußte er es plötzlich mit ihr verknüpfen. Noch nie hatte er sie arbeiten gesehen. Was würde sie tun, wenn einmal eine derartige Krise kam?

Ein Frösteln schüttelte ihn. Er warf in weitem Bogen die Zigarette fort und erhob sich. „Dumme Gedanken. Besser, ich schlafe aus und fahre morgen beizeiten zurück.“

Der Hausbursche sollte ihn wecken. Er schärfte er dem Burschen zweimal ein. Aber am Morgen rief er ärgerlich eine Antwort, drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter.

Als er sich endlich erhob, fahzte er sich wiederholt an den Kopf. Er glaubte eine durchzechte Nacht hinter sich zu haben, so flau war ihm zumute.

„War ich wirklich so ein Esel, an Therese die Frage zu stellen?“ fragend schaute er sein Spiegelbild an und knüpfte sich die Krawatte. Es ging ihm nicht schnell genug. „Ich muß wirklich wissen, ob ich so ein Esel war! Und da — der Herr Kollege will sie wohl gar zu einem Sonntagspaziergang abholen — Halt — ich bin noch da!“ sprach er laut vor sich hin und fuhr energisch in den Rock.

Heute ging er nicht langsam die Hauptstraße entlang, die er gestern mit dem überlegenen Lächeln des Großstadters betrachtet hatte. Er lief, als wäre unter seinen Füßen Feuer ausgebrochen.

Als er wieder vor dem Weinumrankten Haus stand, fragte er sich, ob die Stunde zu einem Besuch nicht doch zu früh gewählt sei. „Bei der verwöhnten Stadtdame, der Fräulein Hilde, durfte ich nicht vor elf Uhr erscheinen, aber bei — meiner Therese — ha — da komme ich recht!“

So sagte er schon bei sich, meine Therese, und wußte doch gar nicht, wie sie seine zweite Frage aufnehmen würde.

Als er wieder vor ihr stand, fehlte ihm die überlegene Ruhe und das wohlpräparierte Selbstbewußtsein, was ihn gestern so ausgezeichnet hatte. Etwas Unsicherer lag in seiner Haltung und eine stille Bitte in seinen Augen.

„Therese — ich wollte dich fragen —“ begann er, gleich nach der Begrüßung — „ich wollte dich fragen —“ weiter kam er nicht, eine Blutwelle stieg ihm in den Kopf — ob du — meine Dummheit von gestern — verzeihen kannst — —“ stotterte er.

Da lächelte sie und fragte neckend: „Wird es deine letzte sein?“

Mit einem Freudenschrei riß er sie an sich und küßte sie herhaft auf den Mund. „Frauen sind doch allemal gescheit!“ rief er, und umarmte sie wieder, als wollte er sie nie wieder frei geben.

## Wer richtet?

Von R. B. Löew, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

**S**instere, grausige Nacht. — Der Sturm heult und reißt an Türen und Fenstern. Kein Stern am tiefdunklen Himmel, nur schwere Wolken jagen, Wolken zerreißen. Hin und wieder ein fahler gelber Mondschimmer, der die Finsternis auf Sekunden unterbricht, sie dann noch tiefer empfinden läßt.

Eine traurige, trostlose Nacht, in der das Verbrechen neues Unglück gebiert, wo Liebe und Liebe sich ängstlich umklammert und der Hass hohnvoll aufkuschend sich verbüllt mit dem Entsetzen, das die Natur draußen in ihren Fängen schüttelt.

Das junge, frische Weib, das, durch einige Kissen gestützt, aufrecht im Bette sitzt, schauert fröstelnd zusammen.

Welch' schreckliche Nacht!

Gut, daß ihr Mann jetzt unten im Bergwerk bei seiner Arbeit ist. Da war es heute besser als hier oben.

Ein trockener Husten schüttelt den abgezehrten Körper der Schwindsüchtigen. Dann lauscht sie nach dem Nebenzimmer.

Nein, ihr Husten hat dort niemand geweckt. Sie hört das ruhige, gleichmäßige Atmen ihrer Kinder.

Wo nur Arnold Schließ, der Schlaubursche, heute blieb?

Der wurde in der letzten Zeit ja immer unpünktlicher! Das gefiel ihr nicht. Nun war Mitternacht schon längst vorüber und er immer noch nicht da. —

Doch horch! — — Wurde nicht eben die Haustür aufgeschlossen?

Nein, alles blieb ruhig.

Doch nun?

Die Frau hebt lauschend den Kopf.

Da schleicht etwas behutsam die Treppe herauf, kommt näher und näher. Tapp, — Tapp.

Leise knarrt eine Stufe, — — nun wieder. — —

Sie hört ein heftiges Atmen vor ihrer Zimmertür, jetzt wird diese leise, ganz leise aufgeklirkt.

Ein junger, blässer Mensch wird sichtbar. Er wendet sich und lauscht den Weg zurück, den er gekommen. — — Alles bleibt still, aufatmend drückt er behutsam die Tür ins Schloß und steht im Zimmer. — — „Allmächtiger Gott, was ist passiert?“ kreischt das Weib. Sie starrt mit ängstlichen Augen auf den noch immer nach der Tür Lauschenden. — —

Was ist mit dem jungen Menschen da über ihre Schwelle getreten? Etwas Unheimliches, das sich kalt und schwer wie Blei auf die Kranke niederläßt, ihr den Atem nimmt. Der Mensch an der Tür wendet ihr sein Gesicht zu. Ein totenblässes Gesicht, über dem ein Entsetzen, gleich einem schwarzen Schleier, ausgebreitet liegt. Wie seine Lippen

zucken, wie seine Augen umher irren. — — Wo ist der Punkt, der diese unsteten Blicke festhält, sie bindet? — —

Und plötzlich stürzt der Mensch vor dem Bett in die Knie und schreit erstickt auf: „Frau Mine, helft mir, rettet Sie mich!“ — —

Die Frau sieht den Mann mit ängstlichem Blick an.

„Schließt, ich Sie retten? — — Womit kann ich frisches Weib Ihnen helfen? — — Was ist geschehen?“

„Frau Mine, fragen Sie nicht“, leuchte Schließ, „später werde ich Ihnen alles erzählen. — — Doch jetzt, jetzt gleich versprechen Sie mir, daß Sie den Schuhleuten, die mir auf den Fersen sind, sagen, daß ich heute Abend, den ganzen langen Abend hier war, hier am Bett gesessen habe, und dann“ — —

„Halt“, sagte die Kranke mit fester Stimme, „das nicht! Das werde ich nicht sagen! Was verlangen Sie von mir? Ich soll lügen ohne Grund, ich soll Zeugnis ablegen? — — Nein, nein, nie werde ich das tun!“

Schließ hebt beschwörend seine Hände gegen die Frau. — —

Die beachtet es nicht, aufgereggt spricht sie weiter: „Kennen Sie denn nicht die Worte der Bibel? „Denn Ich der Herr Dein Gott, bin ein eiferiger Gott, der die Missetat der Eltern heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“ — — Habe ich denn keine Kinder? Nein, nie kann ich meine Kinder unglücklich machen für ihr Leben, und noch über ihren Tod hinaus!“

Schließ unterbricht sie hier heftig. „Frau Mine, denken Sie doch jetzt nicht bloß an Ihre Kinder. Sie dürfen mich nicht im Stich lassen!“ — —

Dann schreit er plötzlich auf: „Weib, weißt du auch, was du tust? — — Weißt du auch, was aus mir wird, was werden muß, wenn du mir jetzt nicht hilfst?“

Aus den Kissen tönt es hart: „Nein, nein — nein! — — Ich will nichts hören, will nichts wissen, — — gehen Sie weg von mir!“

Schließ jammert: „Barmherzigkeit! So hören Sie doch, Frau Mine, wollen Sie mich denn ungehört verdammen?“

Ruhig tönt es zurück: „Ich habe nicht zu richten, auch nicht zu verdammen, dafür ist ein Stärkerer da!“

Schließ ist aufgesprungen, er lacht heiser.

„Frau, ja fromm seid Ihr wohl, aber ohne Herz! Einen Stein tragt Ihr in der Brust. Möge Euer Gott Euch gnädiger sein, als Ihr zu mir heute gewesen seid.“

Die Kranke ist bei den letzten Worten unruhig geworden. Unsicher blickt sie hinter dem jungen Menschen her, der sich anschickt, das Zimmer zu verlassen.

Dann sagt sie matt: „Bleiben Sie, Schließ, erzählen Sie, ich will ruhig zuhören.“

Schließ ist neben dem Bett auf einen Stuhl gesunken, starrt einen Augenblick wie abwesend um sich, dann spricht er leise vor sich hin: „Ja, ich will Ihnen alles erzählen, aber helfen werden Sie mir doch nicht können. — Sie wissen, Frau Mine, daß ich immer ein stiller, fleißiger Mensch war, all meine Tage bis vor wenigen Wochen. Da lernte ich eines Abends bei einer Geburtstagsfeier in der Wirtschaft vor der Stadt die dicke Lene kennen, ein lustiges Weib, das dort die Gäste bedient. Die hat's mir angetan, mit ihren übermütigen, lustigen Augen, ihrem tollen Lachen, mit ihren heißen Küssem.“

Da ging ich Tag für Tag zu ihr, und Abend für Abend lechzte ich nach ihren Lippen. — Ich war ganz in ihrem Bann. Und dann . . . vor wenigen Tagen war's, als sie mich zum ersten Male kalt ansah und mit einem Anderen tändelte.

— Mir stieg das Blut zu Kopf.

Was hatte sie? Ich verlangte Aufklärung. Da lachte sie mir ins Gesicht: „Hahaha, ob ich denn gedacht hätte, daß ich nur um meiner schönen Augen willen geliebt würde? Ich Tor! — Die Dirne wollte Bezahlung, die Dirne wollte Schmuck.“

Oben in der Stadt am Marktplatz bei dem Juwelier, da hing in der Auslage ein feines, goldenes Ketten, an dem zwei Steine glitzerten. Das sollte ich ihr schenken, oder meine Liebe zu ihr wäre nicht so groß, wie ich sagte.

Und als sie so sprach, sah sie mich mit ihren gierigen Raubtieraugen an, und ich, ich . . .

Ich Elender blickte in diese Augen, sah auf den roten, sinnlichen Mund, der so heiß zu küssen verstand, und . . .

Als sie mich an dem Abend spät entließ, hatte ich ihr versprochen: morgen sollte sie ihren Wunsch erfüllt sehen. In meiner Verträumtheit hätte sie noch ganz anderes von mir verlangen können. Bei Gott, ich hätte ihr alles zugesagt, ich war wie ein Wahnsinniger.

Den andern Morgen schon stand ich vor dem Fenster des Juweliers. Da kam die Ernüchterung — — — Was hatte die rote Lene denn bloß gedacht?

Das war doch wahrhaftig keine Sache, die ich kaufen und bezahlen könnte. Das war ja für meine Kasse ganz unerschwinglich.

Wie ein geprügelter Hund schlich ich davon. Den ganzen Tag sagte ich mir: Du kannst den Schmuck nicht kaufen. — Du hast die Lene verpielt. Ich konnte nicht arbeiten und war wie vor dem Kopf geschlagen.

Und dann kam der Abend!

Wie es kam, ich weiß es nicht. Ob ich wollte oder nicht, es zog mich, es riss mich vor das Schaufenster, ich mußte hin, hin zum Marktplatz, wo er lag, der Preis für die heißen Küsse der roten Dirne. Und ich stand wieder vor dem Fenster und der Schmuck hinter den Scheiben glitzerte, lockte, bot sich mir an. Hinter mir lag das Dunkel der Nacht, das mir zufüllte, mich lockte, mich bat: „Greif doch zu, so nimm mich doch, es ist ja niemand da, es wird dich niemand sehen. — Schnell zugegriffen, um die Ecke damit und du bist verschwunden.“ — — — Und ich fieberte nach den Küssem des Weibes, das da draußen vor der Stadt meiner harrte, — — — gierig krallten meine Finger nach dem blitzenden Schmuck und meine Blicke sogen sich wie gebannt daran fest.

Ich mußte, ich mußte ihn haben, um jeden Preis, und wenn es das Leben kostete.

Und die dunkle Gier, die in mir tobte, riss mich fort, überwältigte mich. Da war keine Türe zu fest, kein Schloß zu stark, die meinen Kräften hätten widerstehen können. — Und dann stand ich in dem Laden und riss den Schmuck aus dem Fenster. — — Ich liebkoste ihn, ich drückte ihn wie im Rausche an meine Lippen.

Mein war er, mein! — — — Und wie von Sinnen hielt ich ihn hoch empor und ließ jubelnd seine Steine im Lichte funkeln.

Doch da . . . da . . . Was war das? — — —

Die Steine glitzerten . . . glitzerten, funkelten, sahen aus wie Tränen. — — Wie frisch geweinte Menschentränen, wie sie mein alter Vater geweint, damals, als er mich zum Abschied gesegnet. — — Und . . . ah, ich war jetzt ein Verbrecher, ein Einbrecher, ein Dieb! . . .

Und wie viele solcher glitzernden Tropfen würde mein alter Vater jetzt erst vergießen um seinen Sohn, den Dieb! — Nein, nein, das durfte, das konnte nicht sein, ich mußte fliehen, die Sache mußte ungeschehen bleiben.

Weit von mir weg warf ich das gleißende Ding und stürzte davon! Hinter mir hörte ich einen erschrockenen Aufschrei, dann Stimmen: „Haltet den Dieb!“ — — —

Ich aber flog wie gehegt davon durch dunkle Hintergassen, über Höhle, durch Gärten und nur der eine Gedanke beherrschte mich: Zu Frau Mine, die muß dir helfen!

Was sehen Sie mich so entsetzt an?

Ah, Sie haben Angst, daß ich Sie jetzt noch einmal um eine falsche Aussage bitten würde? — — — Unbesorgt, ich weiß ja jetzt, daß Sie das nie tun würden. Und, wenn jetzt meine Verfolger kommen, sagen Sie ihnen, daß ich den ganzen Abend draußen gewesen! — — — Hahaha, es wird mir ja den Kopf nicht kosten und die paar Jahre Zuchthaus gehen auch herum!

Meine Kameaden freilich werden mich nicht mehr kennen, kein Mensch wird den Dieb mehr anschauen, ihm Arbeit geben, kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nehmen. — Was habe ich dann noch zu verlieren? Nichts mehr, gar nichts. Ehre verloren, alles verloren. — — — Was hält mich dann noch ab, ein wirklicher Verbrecher zu werden? — — — Muß ich das nicht? — — Und Sie, Frau Mine, Sie wären die Einzige gewesen, die mich hätte retten können. Ich werde Ihnen keinen Haß nachtragen, aber Frau, beten Sie zu Ihrem Gott, daß er Ihren eigenen Kindern, sollten die einmal in Versuchung geraten, mitleidigere Menschen schickt, als Sie mir heute gewejen!

Die hageren Wangen der Kranken überzieht fleckiges Rot, ihre Augen leuchten im Fieber. Hörte sie nicht aus dem Nebenzimmer die Stimme ihres ältesten, ihres trostigen, lieben Jungen: „Mutter, liebe Mutter, hilf mir!“ — — —

Was wollte der vor dem Bett in die Knie gesunkene Mann, war er es, der eben gerufen?

Und, wenn sie gestorben war, niemand würde sich mitleidig ihres Jungen erbarmen, ebenso wie sie sich heute des armen Schächers da vor ihrem Bett nicht erbarmt hatte.

„Barmherziger Himmel!“ schreit Schließ und springt vom Boden auf. Eine laute Stimme von der Straße verlangt, daß die Haustür aufgeschlossen werde. Nun hört man schwere Schritte die Treppe emporsteigen.

„Die Schuhleute“, murmelt Schließ mit weißen Lippen. — — — Langsam weicht er zurück, immer weiter, dann tritt er hastig ins Nebenzimmer, die Tür sorgsam hinter sich zutriegelnd.

Die Kranke liegt regungslos und blaß wie eine Tote, nur ihre Lippen sind in zitternder Bewegung.

Betet sie? — — —

Als ein Kommissar, begleitet von einigen Schutzleuten, eintritt und nach dem Schlafbüschchen fragt, der verdächtigt ist, bei einem Juwelier eingebrochen zu haben, da antwortet das Weib und sieht dabei aus wie eine Verklärte:

„Sie irren sich, meine Herren. Schließ kann das nicht gewejen sein, denn er hat den ganzen Abend an meinem Bett gesessen. Das schwörte ich bei Gott dem Allmächtigen!“ — — —

Dann fiel sie in die Kissen zurück, rote Blutstropfen auf den Lippen — — — ein Aufschlücken noch — — sie war tot.